

Wie ich katholisch wurde

Ein Stück Menschenschicksal

(Fortsetzung)

Endlich kam der Tag meiner Abreise. Am Vormittag dieses Tages ging ich zu meiner Mutter und fragte sie:

„Mutter, wer ist der andere Junge, der eingeladen wurde, um mit mir nach Frankreich zu reisen?“

„Der andere Junge“, antwortete sie, „ist der kleine Thorhall.“

Thorhall war ein prächtiger zwölfjähriger Junge aus der Nachbarschaft. Ich kannte ihn gut. — Er war ungewöhnlich begabt, ein gänzlich unverdorbenes, gut erzogenes Kind, frisch und munter und von einer starken, blühenden Gesundheit. — Sein Vater war ein angesehener protestantischer Pfarrer, der nicht weit von uns wohnte.

Doch meine Mutter fuhr fort:

„Der kleine Thorhall“, sagte sie, „nahm die Einladung des französischen Grafen mit Freuden an. Sein Vater, der Pfarrer, war auch dafür. Die Mutter aber war dagegen. Sie sagte, sie könne es nicht verantworten und wage es nicht, ein Kind in dem Alter ganz allein soweit in die Welt hinaus reisen zu lassen, mitten in die dortigen Gefahren, ohne Vater und Mutter. — Und so wird denn der kleine Thorhall nicht mit dir nach Frankreich fahren. Ein anderer Junge ist schon eingeladen worden und hat die Einladung angenommen. Er wird mit einem andern Schiff nach Kopenhagen reisen.“

Als ich das hörte, fragte ich meine Mutter:

„Aber Mutter, wenn die Mutter Thorhalls es nicht wagt, ihren Sohn diese Reise machen zu lassen, wegen der Gefahren der Welt und weil er noch so jung sei, wie kommt es denn, daß du es wagst, mich ganz allein in die weite Welt fortziehen zu lassen? Ich bin ja nicht älter als der kleine Thorhall.“

Auf diese Frage gab mir meine Mutter eine Antwort, die auf mich — für mein ganzes Leben — einen nachhaltigen Eindruck gemacht hat.

Sie erwiderte: „Diese Sache will ich dir gern erklären, mein liebes Kind. Ich verstehe sehr gut, daß diese gute Frau, die Mutter Thorhall, es nicht wagt, ihren kleinen Sohn ganz allein, ohne Vater und Mutter, mitten in die Gefahren der Welt reisen zu lassen. Denn die Gefahren der Welt sind groß, und ein kleiner Junge, der allein ist, kann leicht darin zu Grunde gehen.“

Doch, was mich betrifft, so denke ich über diese Sache anders als sie. — Ich denke nämlich, daß Gott dich, mein lieber Nonni, draußen in der Welt ebenso sicher beschützen und bewahren kann, wie wenn du hier in meiner Nähe bliebest.

Und nicht nur glaube ich, daß Gott es kann, sondern ich weiß mit voller Sicherheit, daß Gott dich schützen, daß er dich vor allen Gefahren bewahren und dich sozusagen auf den Händen tragen wird. — Doch das alles, Nonni, nur unter einer Bedingung!“

Hier betonte meine Mutter jedes Wort mit großem Nachdruck:

„Unter der Bedingung nämlich“, fuhr sie fort, „daß du mir jetzt, vor deiner Abreise, hoch und heilig versprechen willst, einige wenige Punkte zu halten, um die ich dich bitten möchte...“

Ich war durch diese Worte so ergriffen, daß ich unter Tränen der Rührung zu ihr sagte:

„Liebe Mutter, ich verspreche dir, alles halten zu wollen, um was du auch immer mich bitten möchtest.“

Ich merkte, daß dies Versprechen meine Mutter sehr erfreute. Sie nahm schweigend meine Hand und drückte sie herzlich.

Dann fuhr sie fort:

„Nonni, ich weiß, daß dein Versprechen ernst und ehrlich gemeint ist. Und ich weiß — und ich rechne darauf — daß du dir große Mühe geben wirst, alles zu halten, um was deine Mutter dich jetzt bitten will. Es ist aber auch von höchster Wichtigkeit für dich, Nonni, daß du das tust, denn nur dann wird dein ganzes Leben ein glückliches, ein von Gott gesegnetes Leben werden.“

Wenn du aber deine Versprechungen — was Gott verhüte — nicht halten solltest, dann wirst du draußen in der Welt zu Grunde gehen, und deine Mutter würde dann ein liebes Kind verloren haben...“

Jetzt konnte ich mich nicht länger zurückhalten; ich warf mich meiner Mutter um den Hals, indem ich ihr beteuerte und mehrere Mal die Worte wiederholte:

„Mutter! Ich verspreche es dir... Ich werde alles halten... Du wirst mich nicht verlieren...“

Obwohl meine Mutter nicht weinte, merkte ich doch, daß sie sehr gerührt war. Sie preßte mich zärtlich an ihr Herz, und es dauerte eine Weile, bis sie fortfahren konnte.

Schließlich aber fing sie wieder zu sprechen an:

„Nonni“, sagte sie, „ich danke dir für deine Kindesliebe. Bewahre sie mir so lange du lebst. Diese Liebe zu deiner Mutter wird dein ganzes Leben lang für dich ein Ansporn sein, die Ermahnungen zu befolgen, die ich dir jetzt geben will.“

Und jetzt kam meine Mutter mit ihren Ermahnungen — die letzten, die sie mir in diesem Leben gegeben hat.

O wie heilig und erhaben steht auch heute noch diese Stunde vor meiner Seele! Sie hat meinem ganzen Leben ein eigenes Gepräge gegeben — und eine Richtung, von der ich nicht mehr abweichen sollte.

Ich mußte nun meiner lieben Mutter, Punkt für Punkt, einige ganz klare und einfache — aber auch, wie sie sagte, überaus wichtige — Dinge versprechen. Und ich tat das mit einem Ernst, ja mit einer Andacht und einer brennenden Inbrunst, wie wenn Gott selber mit mir geredet hätte.

Und nun die Ermahnungen selbst.

Da ich einige davon in meinem Buch „Nonni“ schon angeführt habe, werde ich sie hier natürlich nicht alle noch einmal bringen. Es sei mir doch gestattet, ein paar von den ersten etwas ausführlicher zu wiederholen.

Meine Mutter fing ungefähr so an:

„Mein Kind! Das erste, um das ich dich bitten möchte — das Wichtigste nämlich von allem —, ist dieses:

Willst du mir versprechen, daß, wenn du deine Mutter verlassen haben wirst und dann ganz allein draußen in der Welt stehst, ohne jemanden an deiner Seite zu haben, um dich zu warnen und dich zu leiten — willst du mir versprechen, daß du dir dann immer die größte Mühe geben willst, ein frommer, gottesfürchtiger Junge zu sein?“

„O ja, liebe Mutter!“ erwiderte ich mit lauter Stimme. „Ich verspreche es dir.“

„Gut, Nonni“, sagte sie. „Ich weiß, du meinst es ehrlich. — Diese Gottesfurcht und Frömmigkeit, das ist aber auch, ich wiederhole es, das Wichtigste von allem, was ich dir überhaupt sagen kann. Das allein könnte genügen. Ohne das aber würde all das andere wenig helfen.“

Doch, liebes Kind, fromm, gottesfürchtig zu sein, das ist vielleicht etwas zu allgemein für dich ausgedrückt. Ich will dir deshalb sagen, was ich darunter meine: Ich meine damit drei ganz einfache Punkte. Wenn du sie mir zu halten versprichst und sie in Zukunft auch wirklich hältst, dann hast du die Frömmigkeit und die Gottesfurcht, die deine Mutter dir so sehr wünscht. — Und nun die drei Punkte:

Erstens, willst du mir versprechen, daß du jeden Tag, aber ohne Fehl, von dir selbst aus, ohne von einem andern daran erinnert zu werden, am Morgen beim Aufstehen, ein kurzes aber andächtiges Morgengebet beten wirst?“

Mit heiligem Ernst rief ich ihr zu: „Ja, Mutter, ich werde es tun!“

Die Mutter hatte das Wort „kurzes“ besonders betont. Sie war zu klug, um von einem Wildfang in meinem Alter lange Gebete zu verlangen; nur sollte das kurze Gebet „andächtig“ sein.

„Zweitens, Nonni“, fuhr meine Mutter fort, „willst du mir versprechen, daß du auch jeden Abend beim Schlafengehen, ein kurzes aber andächtiges Abendgebet beten und beim Abendgebet einen Blick werfen wirst auf den verflossenen Tag, um zu sehen, auf welchem Weg du wandelst?“ Dann fügte sie noch hinzu: „Und wenn du merken solltest, daß du während des Tages etwas Böses getan hast, willst du mir versprechen, Gott um Verzeihung zu bitten und den Vorsatz fassen, es nicht wieder zu tun?“

„O ja, liebe Mutter, ich verspreche es dir von ganzem Herzen!“ gab ich ihr zur Antwort.

„Jetzt kommen wir zum dritten Punkt. — Also, Nonni, willst du mir drittens versprechen, nicht nur morgens und abends zu Gott zu beten, sondern dich zu bemühen, auch während des Tages ab und zu, wie es dir gerade einfällt, deine Gedanken zu Gott zu erheben und dem lieben Gott, ganz kurz, irgend etwas Liebevollles zu sagen. Du kannst ihm zum Beispiel sagen: ‚Lieber Gott, hilf mir, daß ich immer ein guter, braver Junge bleibe.‘ — Es kommt nicht so sehr darauf an, Nonni, was du dem lieben Gott sagst, sondern daß du täglich mit ihm in Verbindung bleibst. Auch dieser dritte Punkt ist sehr wichtig, willst du mir versprechen, auch ihn zu halten?“

„O ja, liebe Mutter, ich werde das alles tun!“

Meine Mutter schien meinen Versprechungen volles Vertrauen zu schenken, und jetzt ging sie auf andere Punkte über.

Es waren das einige wenige Ermahnungen über Gehorsam, Fleiß, Ehrlichkeit, über Reinheit und Keuschheit des Lebens in Gedanken, Worten und Werken — und noch einiges andere.

Als sie fertig war, zog sie ein Papier aus ihrer Tasche heraus, worauf sie alle diese Punkte kurz und klar geschrieben hatte. Sie gab mir das Papier mit der Bitte, es gut zu bewahren und ab und zu durchzulesen.

So bereitete meine gute Mutter mich auf meine große Reise in die weite Welt vor; und zum Schluß wiederholte sie die Worte, die sie schon öfters an mich gerichtet hatte:

„Jetzt habe ich nicht die geringste Sorge um dich, Nonni. Denn ich weiß, du wirst dich nach meinen Ratschlägen zu richten suchen. Dann wird aber auch Gott jede Sorge um dich übernehmen, so daß du nichts zu fürchten hast.“

Ich muß noch bemerken, daß diese Ermahnungen nicht die einzigen waren, die mir meine Mutter als Vorbereitung auf meine Reise gegeben hat. Sie hatte mir in den letzten Tagen mehrere Male schriftlich und mündlich auch noch andere Ratschläge und gute Lehren erteilt.

Sie gab sich alle Mühe, mich in einer guten christlichen Gesinnung zu befestigen, den kommenden Gefahren vorzubeugen und mich schon jetzt auf einen sichern Weg zu führen, den ich von nun an nicht mehr verlassen sollte.

Nie werde ich Gott genug für die herrliche Mutter, die er mir gegeben hat, danken können.

Jetzt aber kam die schwerste aller meiner damaligen Prüfungen: der Abschied von meiner Mutter.

Der Kapitän des kleinen dänischen Seglers, der mich über das Atlantische Meer bis nach Kopenhagen, der glänzenden Hauptstadt Dänemarks, bringen sollte, hatte meiner Mutter versprochen, ihr melden zu wollen, wann ich an Bord kommen sollte.

Das Schiffchen lag draußen an der Reede, gerade unserem Haus gegenüber. Wir wußten, daß es schon ungefähr reisefertig war und daß der Bote also jeden Augenblick kommen konnte. Ich blieb deshalb zu Hause, um auf das erste Zeichen zur Abfahrt bereit zu sein.

Endlich war die Stunde da. Ich saß am Fenster meines kleinen Kämmerleins und schaute auf das Meer hinaus.

Auf einmal merkte ich, daß die Schaluppe sich von dem dänischen Fahrzeug ablöste. Ich schaute gespannt hin, ein Junge saß darin. Es war Owe, der kleine Schiffsjunge, den ich schon öfters gesehen und gesprochen hatte. Er ruderte nach dem Ufer und steuerte in gerader Linie auf unser Haus.

Ich sprang auf und meldete es der Mutter. — Kein Zweifel: es galt mir.

Bald stieß Owe an das sandige Ufer, gerade vor unserem Haus. Er zog die Ruder ins Boot und sprang ans Land. Er befestigte den Kahn am Ufer und ging nach dem Haus hinauf.

„Ich soll melden“, sagte er, als er vor meiner Mutter stand, „daß der kleine Passagier jetzt kommen solle. Heute nachmittag fahren wir ab.“

„Gut“, sagte meine Mutter, „Nonni wird gleich kommen.“

Nachdem der dänische Junge zusammen mit mir, eine Tasse Kaffee und etwas Kuchen zu sich genommen hatte, verließ er das Haus, stieg wieder in seinen Kahn hinein und ruderte nach dem Schiff zurück.

Sofort schickte meine Mutter unsere Dienstmagd nach einem der Nachbarhäuser und ließ einen kräftigen Jungen, der dort wohnte und der zu meinen besten Freunden gehörte, bitten, ob er nicht kommen wolle, um mir bei meiner letzten Fahrt — vom Hause bis zum Schiff — behilflich zu sein.

Der Junge war gleich da. Er half mir, mein eigenes Boot, auf dem ich mit meinem kleinen Bruder Manni so viele bewegte Fahrten gemacht hatte, ins Wasser zu schieben. Dann holten wir beide meinen Reisekoffer und trugen ihn hinunter in den Kahn.

In dem Koffer war mein ganzes bewegliches Vermögen. Meine Mutter hatte hineingepackt, was ich mitnehmen sollte: einige Kleidungsstücke, etwas Wäsche, eine Anzahl Bücher und ähnliches.

Es ist wahr, ich hatte noch außerdem ziemlich viel Geld in der Tasche. Meine Mutter hatte mir nämlich so viel mitgegeben, als sie nur konnte, und fast alle meine Freunde hatten bei meinen Abschiedsbesuchen noch einiges als Taschengeld hinzugelegt. Ich meinte, ich sei ein reicher Mann geworden, denn so viel Geld hatte ich noch nie in meinem Leben in meinen Taschen gehabt.

Als unser Kahn zur Abfahrt bereit war, kam meine Mutter ans Ufer hinunter und stieg mit uns beiden Knaben hinein.

Ich setzte mich hinten im Boot neben sie. Mein kleiner Freund stieß vom Lande, setzte sich auf die Ruderbank und ruderte uns nach dem dänischen Segler.

Als wir hinkamen, stieg ich mit der Mutter aufs Schiff hinauf. Wir grüßten den Kapitän, der uns gleich in seine eigene Kajüte hinunterführte, damit wir dort in aller Ruhe und ganz allein voneinander Abschied nehmen könnten — den letzten Abschied!

Als wir drunten waren und der Kapitän sich zurückgezogen hatte, schaute meine Mutter nach, ob alles mit meinem Bett und sonstigen Einrichtungen in Ordnung sei. — Es war alles, wie es sein sollte.

Sie hatte selbst, ein paar Tage vorher, mein Bettchen gemacht und an alles gedacht. Sie hatte mich der besondern Sorge des Kapitäns und des Steuermanns empfohlen. Es waren gute, gebildete Herren. Sie versprachen, über mich zu wachen, wie wenn ich ihr eigenes Kind wäre. Auch sollte ich während der langen Fahrt nicht bei den Matrosen, sondern in ihrer eigenen Kajüte wohnen und dort auch schlafen.

Als meine Mutter alles zu ihrer Zufriedenheit gefunden hatte, warf sie mir einen liebevollen, mütterlichen Blick zu und sagte:

„Jetzt müssen wir scheiden, Nonni, mein liebes Kind. Du wirst nun von jetzt an nicht mehr bei deiner Mutter wohnen, sondern auf dich selber angewiesen sein. — Es ist möglich, daß wir uns nie mehr in diesem Leben sehen werden. Aber habe guten Mut, Kind, denn ich übergebe dich in die Hände Gottes. Das sind keine leeren Worte, Nonni. Von jetzt an wird in Wahrheit und Wirklichkeit Gott allein dein Vater, deine Mutter und dein alles sein. Und wenn du die Versprechungen halten wirst, die du mir, deiner Mutter, gemacht hast, dann brauche ich keine Angst um dich zu haben, denn Gott wird dann für dich sorgen — noch viel besser als deine Mutter für dich sorgen könnte. Er wird dich auf den Händen tragen und dir das wahre Glück geben bis zum Ende deines Lebens.“

Nach diesen Worten umarmte sie mich und küßte mich zum letzten Mal in meinem Leben — und hielt mich einige Augenblicke fest an ihr Herz gedrückt. . . .

Es ist mir unmöglich, mit Worten zu schildern, wie mir in diesem Augenblicke zu Mute war.

Ich hatte den festen Eindruck, daß ich meine liebe Mutter nie mehr sehen werde. Das aber schmerzte mich so sehr, daß ich trotz ihrer Ermahnung, ich solle mutig sein, nicht anders tun konnte als schluchzen und weinen. Statt mutig zu sein, war ich ganz in Tränen aufgelöst — und weinte wie ein kleines Kind. . . .

Meine Mutter sagte mir noch etwas, was ich aber kaum mehr hören konnte. Ich glaube, es waren die Worte darunter:

„Es wird wieder alles gut werden, Nonni. Du weinst jetzt, aber du wirst bald deine gewöhnliche Frische und Fröhlichkeit wiedergewinnen . . .“

Wir gingen nun die Treppe hinauf — auf Deck. — Meine Mutter nahm einen kurzen Abschied vom Kapitän und stieg dann schweigend in den Kahn hinunter. Sofort ruderte mein Freund sie vom Schiffe weg nach dem Ufer vor unserem Haus zurück.

Ich stand allein am Schiffsgeländer, schaute ihr nach und suchte ihr, so gut ich konnte, mit meinem Taschentuch zum letzten Abschied zuzuwinken.

Und dies war tatsächlich der letzte Abschied, denn ich habe meine liebe Mutter nie wiedergesehen. —

Wie es dem Steuermann und dem lieben kleinen Dwe hernach gelang, mich zu trösten, so daß ich bald meine gewöhnliche Frische und Heiterkeit wiedererlangte, das habe ich im Buche „Nonni“ berichtet. — Ich übergehe es deshalb hier.

Unterdeffen waren die Anker schon gelichtet worden, die Segel aufgezogen, das Schiff legte sich auf die Seite, wendete sich vom Ufer weg, um sich dann in gerader Linie vorwärts zu bewegen, immer schneller und schneller, hinaus auf das hohe, ungeheuer weite Meer, wo Tag und Nacht die brausenden, turmhohen Wellen rasten und tobten, und wo gerade jetzt die sog. Äquinoctial- oder Herbststürme ihr grausiges Spiel trieben.

Meine Reise nach Dänemark hatte begonnen. Sie sollte volle fünf Wochen dauern.

Diese abenteuerreiche Fahrt auf dem Atlantischen Meere habe ich ausführlich im Buche „Nonni“ geschildert. Ich begnüge mich deshalb hier wiederum, sie nur ganz kurz anzudeuten.

Es dauerte ziemlich lange, bis ich den Schmerz, den mir der Abschied von meiner Mutter verursacht, einigermaßen überwunden hatte. Der Steuermann und der kleine Dwe halfen mir treulich dabei. Die ungewohnten großen Eindrücke der Fahrt draußen auf dem Meere taten auch das ihrige, um meine Aufmerksamkeit auf andere Dinge hinzulenken.

Als wir auf das hohe Meer hinausgekommen waren, meldeten sich schon bald die furchtbaren Herbststürme. Die Wellen wurden so aufgereggt und so hoch, daß sie oft über das ganze Schiff schlugen.

Ich wurde vom Kapitän in die Kajüte eingesperrt und mußte dort viele Tage und viele Nächte ganz allein verweilen, ohne auch nur ein einziges Mal auf das Deck hinaufgehen zu dürfen.

Es war nämlich droben lebensgefährlich. Die Wellen rasten dermaßen und schlugen so oft über das ganze Schiff, daß der Kapitän, der Steuermann und die Matrosen, die oben arbeiten mußten, gezwungen waren, sich ein starkes Tau um den Leib zu binden, dessen anderes Ende am Mast festgemacht war. Diese Vorsichtsmaßregel war notwendig, sonst wären sie durch die brausenden Wellen über Bord ins Meer hinausgespült worden.

In der Kajüte wurde ich anfangs wiederholt von einer Wand zur andern geschleudert. Schließlich mußte auch ich mich mit Schnüren an den Tisch festbinden.

Ich langweilte mich nicht im mindesten drunten in meinem kleinen, halbdunklen Raum. Zuerst las ich beim Schein einer kleinen Kerze alle die Bücher, die mir meine Mutter mitgegeben hatte. Als ich damit fertig war, ergögte ich mich und hatte die größte Freude an den ungeheuern Bewegungen des Schiffes, welches unaufhörlich und von allen Seiten her die gewaltigsten Stöße bekam, nach links und rechts herumgeschleudert, bald in die Höhe hinaufgeworfen, bald in die Tiefe hinuntergerissen wurde, und schließlich der Spielball der zornig brüllenden Wellen geworden war.

Das alles war für mich, den kleinen Wildfang, ein ungeheurer Spaß. Ja, das konnte man Segeln nennen! Das war doch einmal eine richtige Meeresfahrt! meinte ich. — Und ich freute mich über den Riesenkampf, den wir gegen die entfesselten Naturkräfte führen mußten.

Ich beobachtete den Gang des Schiffes und merkte, wie es jetzt langsam und mit Mühe eine hohe Welle hinaufkletterte und sich dabei gewaltig anstrengte. Es war währenddessen beinahe in senkrechter Stellung, weil es ja steil in die Höhe ging. Nach einiger Zeit waren wir endlich hinaufgekommen — ganz hinauf mitten auf den brandenden, brodelnden Wellenkamm. Ich merkte es wohl, denn jetzt lag das Schiff wieder gerade auf dem Wasser. — Aber das Brodeln, das Sieden und das Kochen droben auf dem fließenden Berg mußte furchtbar sein, denn jetzt bebten, zitterten und krachten alle Bretter und Balken im ganzen Schiffskörper rundherum.... Es war der riesige, brodelnde schneeweiße Wellenkamm, der sich oben auf der Welle furchtbar gebärdete, sich überstürzte und das Schiff einige Augenblicke aufs heftigste schüttelte.

Aber nun neigte unser kleiner Segler sich wieder nach vorne, und — bums! Ich mußte mich festhalten denn jetzt stürzte es sich bligschnell — auf der andern Seite der Welle in das nächste Wellental hinunter.... Ein furchtbarer Anprall! ... Wir waren unter dem Wasser! Das Schiff hatte sich bis zur Hälfte ins Meer hineingebohrt! ... Aber bald richtete es sich wieder auf.... Auf dem Deck aber war alles voll Wasser.... Die Wassermassen wälzten sich hin und her und flossen jetzt über das ganze Deck von vorn nach hinten und wieder zurück.... Und alles das ging vor sich gerade über meinem Kopf.... Es tobte wie brausende Wasserfälle. — Doch bald floß das schäumende Wasser durch die Abzug- oder Speilöcher an dem Schiffsrand — die sog. Speigatten — wieder ins Meer hinunter.

Und so ging es weiter Tag und Nacht. Der Sturm ließ uns weder Ruhe noch Rast.... — Für mich, den Wildfang, eine herrliche, großartige Reise!

Endlich, nachdem der Orkan mehrere Tage und Nächte gewütet hatte, legte er sich plötzlich mitten in der Nacht. Ich erwachte am Morgen darauf

in meinem Bettlein und konnte kaum meinen Sinnen glauben: alles war still geworden, kein Geräusch, keine Bewegung.... Ich war verblüfft.... Wo waren wir denn hingekommen?

Bald kam der Steuermann zu mir hinunter und löste das Rätsel: der Sturm war bis jetzt immerfort von Süden her gekommen und hatte uns daher immer weiter nach dem Norden getrieben, bis tief ins Nördliche Eismeer hinein. — Diese Nacht hatte er sich plötzlich gelegt, und jetzt saßen wir hoch droben im Eismeer drin, umgeben von unzähligen Eisbergen....

Als ich nun an jenem Morgen endlich auf Deck gehen durfte, wurde mir dort oben eine ungewöhnliche Überraschung zuteil: um das Schiff herum war nämlich kein Wasser mehr zu sehen, sondern nur, soweit das Auge reichte, lauter riesengroße Eisberge! Eine richtige Berglandschaft aus lauter Eis und Schnee — und das mitten auf dem Meere! Wie herrlich, wie wunderbar war das! Abwechslungen und Überraschungen ohne Ende....!

Ich schaute nach allen Seiten: Wir waren wahrhaftig von schimmernden Eisbergen umgeben — nur in südlicher Richtung war in einiger Entfernung das offene Meer.

Nun galt es, so schnell wie nur möglich, das Schiff aus den Eisbergen zu ziehen.

Die Matrosen, mit dem Kapitän an der Spitze, mußten aufs Eis hinunterspringen. Ein Tau wurde vorn am Schiffe festgemacht, und nun bemühten sich die Männer, das Schiff durch Handkraft aus dem Eis ins offene Meer zu ziehen. — Eine langwierige schwere Arbeit.

Da auf einmal geschah etwas Entsetzliches!

Zwei hungrige Eisbären fielen über die Schiffsmannschaft her. Es entstand ein schauriger Kampf — und da mußten wir zwei Knaben, sowie auch der Steuermann, der einzige, der mit uns auf dem Schiffe geblieben war, vom Deck aus zusehen, wie — nur einige Meter von uns — der jüngste Matrose von den Bären halb zerrissen und der Kapitän schwer verwundet wurde.

Doch der Kampf endete mit dem Siege unserer Leute. — Dies war wohl das furchtbarste Abenteuer der ganzen Reise....

Es gelang uns schließlich aus dem Eis herauszukommen und die Fahrt — auf Dänemark zu — fortzusetzen.

Es gab noch viele Tage des Ringens und des Kämpfens gegen Sturm und Wellen, aber es kamen zur Abwechslung auch einige sonnig-heitere Tage dazwischen.

Endlich, nach fünf Wochen, gelangten wir nach Kopenhagen, der glänzenden Metropole des Nordens.

In Kopenhagen sollte ich ja ans Land gehen und mich einige Tage lang bei dem Bischof und den Priestern der dortigen Katholiken ausruhen, daraufhin dann meine Reise bis nach Avignon in Südfrankreich fortsetzen.

Indes sollten Hindernisse, Überraschungen und Reiseabenteuer für mich noch nicht so bald aufhören. — Es kam nämlich plötzlich eine furchtbare Kunde.

Schon einige Tage vor unserer Ankunft in Dänemark, als wir an der norwegischen Küste vorbeisegelten, hatten wir von norwegischen Fischern etwas davon gehört. Hier in Kopenhagen kam die Bestätigung.

Der Kapitän und der Steuermann brachten mir die aufregende Meldung.

„Hast du schon gehört, Nonni?“, begann der Kapitän.

Ich machte große Augen und schaute ihn fragend an.

„Deine Reise nach Frankreich“, fuhr er fort, „ist auf lange Zeit abgebrochen.“

„Auf lange Zeit? Aber ich soll doch hier in Kopenhagen nur einige Tage bleiben.“

„Es werden nicht einige Tage sein, Nonni, sondern einige Monate, oder sogar einige Jahre. — Du kannst vorläufig nicht nach Frankreich reisen.“

Man denke sich meine Verblüffung. Ich war wie zerschmettert. . .

„Nicht mehr nach Frankreich reisen! Aber warum denn, Herr Kapitän?“

„Weil andere dir zuvorgekommen sind.“

„Welche andere?“

„Die Preußen.“

„Die Preußen sind mir zuvorgekommen?“

„Ja, Nonni, sie haben die Franzosen bei Reichshofen geschlagen und überschwemmen schon Nordfrankreich. Dort wütet der Krieg weiter. Du wirst also bei dem katholischen Bischof hier in Kopenhagen nicht einige Tage, sondern bis zum Ende des Krieges weilen müssen.“

Von diesem Kriegausbruch hatte ich schon vorher einiges gehört. Daß die Sache aber eine solche Wendung nehmen würde, das hatte ich mir nicht gedacht.

Traurig fragte ich die beiden Herren: „Wie lange wird aber der Krieg wohl dauern?“

„Das weiß kein Mensch“, sagten sie mir. „Es gibt Kriege, die dreißig, ja hundert Jahre gedauert haben.“

Ich war entsetzt, denn für mich waren das höchst trübe, folgenschwere Aussichten.

Zum katholischen Bischof und zu seinen Priestern ging ich natürlich nicht gern. — Ich hatte überhaupt noch nie in meinem Leben mit katholischen Priestern gesprochen. Dazu kam, daß ich als Protestant eine Menge Vorurteile hatte.

Ich meinte, sie seien streng und kalt, immer ernst und finster. Ich empfand es deshalb als eine sehr unheimliche Sache, bei ihnen auch nur einige Tage lang wohnen zu müssen.

Jetzt aber sollte ich bei diesem katholischen Bischof und seinen Priestern wohnen — nicht einige Tage, wie es von meiner Mutter geplant war, sondern — Wochen und Monate lang, ja vielleicht länger noch als ein Jahr! Denn so lange konnte dieser Unglückskrieg zwischen Deutschland und Frankreich noch dauern!

Ja, das waren in der Tat nicht nur trübe, sondern höchst niederdrückende Aussichten. . .

Da war aber nichts zu machen; schon am zweiten Tag meiner Ankunft in Kopenhagen sollte ich zu diesen Menschen geführt werden.

„Wie werden sie mich wohl empfangen?“ dachte ich in meinem stillen Sinn. „Was wird's dort geben?“ Ich war über diese erste Zusammenkunft mit den katholischen Geistlichen sehr besorgt.

Auf dem Wege nach der bischöflichen Wohnung hatte ich namentlich drei große Sorgen auf dem Herzen.

Die erste Sorge, die mich so sehr drückte, war diese: Wie werde ich mit meinem lutherischen Glauben dort durchkommen?

Ich war ja Protestant und wollte es bleiben. Jedenfalls wollte ich nicht, daß man mich zwingen sollte, eine andere Religion anzunehmen, besonders, da ich überzeugt war, meine Religion sei für mich gut genug.

Nun hatte ich aber gehört, daß die katholischen Priester immer darauf ausgingen, alle Leute zu Katholiken zu machen. — Ich vermutete daher, daß der Bischof und seine Priester auch gleich über mich herfallen würden, um mich zu zwingen, ihre Religion anzunehmen. — Das aber wollte ich nicht. Unter keinen Umständen wollte ich so etwas an mir geschehen lassen. — Das war meine erste Sorge.

Meine zweite Sorge betraf meine Freiheit. — Ich war ja bis jetzt an die große Freiheit gewohnt, welche man in Island den Kindern mit Absicht läßt. Ich hatte aber gehört, daß im Ausland die Kinder ganz anders behandelt würden. Es fehle ihnen, hatte man mir gesagt, jede Bewegungsfreiheit, sie seien immer und überall unter strenger Aufsicht.

Das behagte mir aber keineswegs, und ich fürchtete, daß der Bischof auch mir meine Freiheit rauben würde. — Das wollte ich aber unter keiner Bedingung dulden. Ausgelassen und unartig wollte ich ebensowenig sein. In dieser Beziehung hatte ich mir schon fest vorgenommen, mich im Hause des Bischofs gut aufzuführen. Ich wollte aber bei ihm wohnen — nur als sein Gast. — Nicht mehr. Meine Freiheit wollte ich mir auch bei ihm weiter bewahren.

Meine dritte Sorge — ich muß es gestehen — war etwas töricht: ich hatte nämlich einen wahren Schrecken vor der Volksschule. Auf keinen Fall wollte ich da hinein. — Und was war der Grund? Ich hatte irgendwo gelesen, daß in den ausländischen Volksschulen die Kinder fast den ganzen Tag in den engen Schulräumen eingesperrt würden und daß sie draußen in der frischen Luft und in dem goldenen Sonnenschein nicht spielen dürften. — Dazu würden sie noch von den Lehrern oft und tüchtig verprügelt! Das aber genügte; gegen die Volksschule hatte ich eine unüberwindliche Abneigung.

Also das stand bei mir fest: Da hinein wollte ich nicht. — In ein Gymnasium, ja, in eine Volksschule aber unter keinen Umständen.

Nun aber fürchtete ich, daß der katholische Bischof möglicherweise die Absicht habe, mich mit der Zeit in eine solche Schule hineinzustecken. Ich war aber fest entschlossen, niemals auf so etwas einzugehen.

Diese drei Sorgen lagen schwer auf meinem Herzen, während ich nach meiner neuen Wohnung bei den katholischen Geistlichen geführt wurde.

Hier aber sollte mir eine merkwürdige Überraschung zuteil werden.

Als ich nämlich zu meinen neuen Gastherren kam, da wurde ich mit einer Liebenswürdigkeit empfangen, die alles übertraf, was ich mir in dieser Beziehung je hätte vorstellen können.

Diese katholischen Priester, die ich mir so kalt, streng und hart vorgestellt hatte, waren gegen mich — bei dieser ersten Begegnung — herzlich, freundlich, gemüthlich über alle Maßen.

Sie hießen mich in ihrem Haus willkommen; sie hofften, sagten sie, daß ich recht lange bei ihnen bleiben werde. Es sei doch schön und erfreulich, so einen kleinen Mann aus Island bei sich zu haben; wir würden schon gut miteinander auskommen, und derartiges mehr.

Ich war wie im siebten Himmel.

Und diese Herren waren nicht nur liebenswürdig, sie schienen auch sehr klug, gelehrt und verständig zu sein. — Man hatte mir gesagt, sie seien alle drei Doktoren. Deshalb gab ich ihnen zuweilen diesen Titel. — Dr. Gröder, das war der Bischof; Dr. Dießel und Dr. Böhmer waren seine Kapläne. Dr. Gröder wurde auch Präfekt genannt. Das war sein eigentlicher Titel. — Ich zog es aber vor, ihn Doktor oder Bischof zu nennen.

Während ich so mit ihnen sprach und plauderte, schoß mir plötzlich ein Gedanke durch den Sinn. Wie wäre es, sagte ich mir, wenn ich ihnen jetzt gleich meine drei Sorgen offen und geradeaus mitteilen würde? — Es wäre klug, meinte ich, gerade jetzt, während sie in dieser guten Laune sind. Denn dann würden sie es sicher am besten aufnehmen.

Gedacht, getan. — Während wir da noch alle zusammen waren, unterbrach ich das Gespräch, wandte mich an den freundlichen Bischof und sagte:

„Herr Doktor, ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

„So, mein kleiner Freund, hast du mir etwas zu sagen? Rede nur ganz frisch heraus.“

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, sondern fing sofort an:

„Herr Doktor, hier im Haus ist alles katholisch, wie ich gehört habe. — Ich bin aber nicht katholisch, sondern protestantisch. — Und das möchte ich auch weiter bleiben. Ich wollte Sie deshalb bitten — und auch die andern Priester —, daß Sie sich doch keine Mühe geben möchten, mich zu einem Katholiken zu machen.“

Als ich mit dieser kleinen Rede fertig war, schauten sie mich alle lächelnd an, der Bischof aber klopfte mir liebevoll auf den Kopf und sagte:

„Aber, mein lieber kleiner Freund, was denkst du denn von uns? Sei doch in dieser Beziehung ohne Sorge. Ich werde dich in Bezug auf deine Religion vollständig in Ruhe lassen. Glaubst du, daß es mir oder den andern Herren je einfallen würde, einen kleinen protestantischen Jungen, so zu sagen, zwingen zu wollen, die katholische Religion anzunehmen? So was ist uns noch nie eingefallen. — Beruhige dich also ganz, mein lieber Nonni.“

Erstaunt und hocherfreut über diesen meinen ersten Erfolg, meinte ich, meinen Vorreiß weiter verfolgen zu müssen. — Ich fuhr also gleich fort:

„Ich danke Ihnen, Herr Bischof, daß ich über diesen Punkt ruhig sein kann. Aber ich habe noch einen andern Wunsch.“

Wieder lächelte der Bischof und sagte sehr freundlich, ich solle nur ruhig mit allen meinen Wünschen herausrücken, er werde mir in allen meinen Schwierigkeiten helfen, so gut er nur könne.

Tief gerührt durch das gütige Entgegenkommen des hohen Herrn, sagte ich:

„Sie wissen wohl, Herr Bischof, daß die Kinder in Island große Freiheit haben. Daran bin ich selber, seit meiner Kindheit, immer gewohnt gewesen. — Ich habe aber gehört, daß es hier nicht so sei. Ich möchte Sie deshalb auch noch bitten, daß Sie an meine Freiheit nicht rühren wollen. Sie brauchen nicht bange zu sein, Herr Bischof, daß ich unartig werde. Ich habe mir vorgenommen, mich bei Ihnen gut aufzuführen. Aber ich möchte in Ihrem Hause wohnen nicht anders als nur Ihr Gast — und meine Freiheit behalten so wie bis jetzt in Island.“

Die Priester lachten laut auf, als sie diese Worte hörten. Mir wurde es dabei unheimlich zu Mut, denn ich fürchtete, ich habe mich lächerlich gemacht

und meine Sache sei vielleicht verloren. — Doch alles hing vom Bischof ab und nicht von den Priestern. Sie waren nur Kapläne. Ich richtete deshalb einen festen Blick auf den Bischof und wartete. Er lachte nicht, sondern schaute vor sich hin und schien einige Augenblicke nachzudenken. — Dann richtete er sich auf, wandte sich zu mir und sagte mit größter Freundlichkeit:

„Ich weiß, mein kleiner Freund, wie die Kinder in Island erzogen werden, und daß man ihnen dort große Freiheit läßt. Ich verstehe deshalb ganz gut, daß es für dich schwer sein würde, wenn du hier plötzlich deine Freiheit verlieren solltest. Du bist ja auch daran gewöhnt, mit deiner Freiheit umzugehen. Sei also auch in diesem Punkt ohne Sorge: ich werde dir deine Freiheit nicht rauben, besonders wenn ich sehe, daß du deinen Vorsatz, dich gut aufzuführen, gewissenhaft hältst.“

Ich war voll Freude über meinen fortgesetzten Erfolg. Und mit dem Bischof war ich mehr und mehr zufrieden. Es schien mir, daß er ein guter und vernünftiger Mann sein müsse.

Jetzt wollte ich mit dem dritten Punkt kommen: der leidigen Volksschule.

Doch, als ich gerade damit anfangen wollte, fiel mir plötzlich der Gedanke ein: Nein! Davon darf ich unter keinen Umständen sprechen! Es wäre höchst unklug, jetzt gleich die Volksschule zu erwähnen. Das könnte ja gerade den Bischof auf den Gedanken bringen, mich dort hinein zu stecken. Das beste ist, ich sage nichts darüber.

Und so tat ich. Ich unterließ es gänzlich, von dieser meiner dritten Sorge zu sprechen.

Bald darauf entließen mich die freundlichen Herren. — Und jetzt fing für mich ein ganz neues Leben an.

Ich wurde aufs beste behandelt, bekam ein nettes kleines Zimmerchen oben im dritten Stock, ein gutes kleines Bett und sollte alle meine Mahlzeiten an der Tafel des Bischofs einnehmen, mit ihm und seinen Priestern, alles genau wie diese.

Dabei — und das schätzte ich am meisten — ließ man mir meine volle Freiheit.

Und doch, schon am ersten Tage kam ein Zwang! Er kam aber nicht von dem Bischof, auch nicht von seinen Priestern, sondern — von der alten Haushälterin. . . .

Sie hieß Madame Valentin und schien mir eine etwas stramm veranlagte Dame zu sein. Ich hatte das Gefühl, daß sie meine Mutter nicht leicht ersetzen könne. — „Wahrscheinlich gehört sie zu denen“, sagte ich mir, „welche uns Jungen nicht gut leiden können.“ — Daß ich mich nicht täuschte, dafür sollte ich sehr bald einen Beweis bekommen.

Als ich nämlich am Nachmittage dieses ersten Tages frisch und munter durch einen Gang des Hauses hüpfte, kam die stramme Madame Valentin mir plötzlich entgegen. Sie warf mir sehr ernste Blicke zu, drohte mir mit gehobenem Zeigefinger und sagte:

„Junge, ich sage dir nur eins; Sorge dafür, daß du dich hier im Hause gut aufführst, sonst hast du es mit mir zu tun. — Und Sorge auch dafür, daß du jeden Tag pünktlich zu den Mahlzeiten kommst, sonst bekommst du nichts zu essen. . . .“

Ich versuchte sie zu beruhigen, so gut ich konnte, und beteuerte ihr sofort: „Aber, Madame Valentin, ich habe mir fest vorgenommen, mich hier im Hause gut aufzuführen. Ich werde auch sorgen, immer pünktlich zu den Mahlzeiten zu kommen.“

„Ja, ja“, erwiderte sie, „die Knaben verstehen es, schöne Versprechen zu machen. Aber sie zu halten, das verstehen sie weniger. — Ich wiederhole es, Junge, merke dir nur gut, was ich dir eben gesagt habe.“

Nach diesen Worten gingen wir auseinander.

„Die ist aber streng“, dachte ich. „Aber wahrscheinlich nimmt sie alles so genau, weil sie fromm und tugendhaft ist.“

Und ich nahm mir fest vor, der guten Madame Valentin keinen Grund zu Unzufriedenheit zu geben, und mich nach allen ihren Weisungen genau zu richten. Auch kam mir eine der Ermahnungen meiner Mutter in den Sinn: „Sei immer freundlich, gefügig und gehorsam, selbst gegen harte und strenge Vorgesetzte“, hatte sie mir gesagt. — Ubrigens hat Madame Valentin mir nur Gutes und Vernünftiges gesagt, dachte ich.

Ich ging nun auf mein Zimmer, setzte mich an meinen Tisch und fing an über meine Lage nachzudenken. Die strengen Worte der guten alten Dame wirkten noch in meinem Sinn etwas nach. Sie machten mich aber doch nicht traurig, sondern dienten mir zum Ansporn, mich in jeder Beziehung zusammenzunehmen.

Während ich so ganz allein dafuß, kam auf einmal die wichtige Frage, wie ich meine Tagesordnung wohl am besten einrichten solle. — Ich war ja ganz frei und konnte tun, wie ich wollte.

Nach kurzer Überlegung sagte ich mir: Das vernünftigste, was ich — wenigstens in den paar ersten Wochen — tun kann, ist, all das Neue um mich herum, besonders all das Ungewohnte draußen in der Stadt, etwas genauer anzusehen. Denn in dieser glänzenden Großstadt war mir alles wildfremd: die Straßen, das Menschengewühl, die Wagen, die Pferde, der ganze Verkehr, das alles war für mich bis jetzt ein unlösbares Rätsel.

Ich war ja hier ganz neu und hatte nie in meinem Leben etwas derartiges gesehen. Ich hatte, zum Beispiel, noch nie eine Baumallee gesehen. Das erste Mal, als ich eine solche sah, stand ich da wie gebannt vor staunender Bewunderung... Dieses lebendige Gewölbe aus grünen Blättern, die sich da über meinem Haupte hin und her bewegten... Wie war das doch wunderbar und geheimnisvoll! — Auch hatte ich in meinem Leben noch nie einen Apfel, eine Birne gesehen. Ich hatte noch nie ein großes Pferd zu Gesicht bekommen. An Pferde war ich schon in Island gewohnt. Aber es waren ganz andere Tiere: kleine, niedliche Ponys. Das erste Mal, als ich in einer Straße in Kopenhagen einen Wagen sah mit zwei riesigen jütländischen Pferden davor, da war ich im ersten Augenblick so erschrocken, daß ich davonlief. „Das sind keine Pferde“, meinte ich, „es sind Elefanten!“

Und so war es mit all den andern Dingen in dieser großen, geheimnisvollen Stadt. — Das alles mußte ich mir also genau ansehen und gründlich studieren, damit ich mich mit einer gewissen Sicherheit draußen bewegen könne.

Ich nahm mir daher vor, eine feste Tagesordnung zu machen. In den kommenden ersten Tagen sollte sie darin bestehen, daß ich jeden Morgen

gleich nach dem Frühstück hinausgehe, langsam durch die nächsten Straßen wandere, mir alles gründlich ansehe, die kleinen Jungen, denen ich begegnen würde, über alles, was ich nicht verstehen könne, ausfragen, um mich so nach und nach mit all dem Neuen bekannt zu machen. Dann würde ich aber auch sorgen, nach den Worten Madame Valentins, pünktlich zum Mittagessen zu Hause zu sein.

Nach dem Mittagessen würde ich dann wieder hinausgehen und meine Großstadtstudien bis zum Abendessen fortsetzen.

Diesen Plan führte ich sofort aus.

Ich ging jeden Tag in die Stadt hinaus, merkte mir genau alle die Wunderdinge, die mir begegneten, sah mir alles an und machte mich mit allem gründlich bekannt. Was ich nicht verstand, darüber fragte ich die kleinen Jungen, die ich zufällig auf der Straße traf.

Ich machte rasche Fortschritte, und nach etwa zwei Wochen hatte ich von diesem Studium genug, denn jetzt wußte ich alles, was ich wissen wollte.

Ich ging also wieder auf mein kleines Kämmerlein, droben im dritten Stock, und fing noch einmal zu überlegen an.

Wie sollte ich nun weiter mein Leben einrichten? Das war die Frage.

Da kam mir der Gedanke, es wäre wohl passend, daß ich nun etwas mehr zu Hause bleiben würde, um mich einer neuen Beschäftigung hinzugeben. — Diese neue Beschäftigung war nicht schwer zu finden: ich wollte wieder anfangen Bücher zu lesen, wie ich es so eifrig in Island getan hatte, um meinen Geist auszubilden. — Einen Nebengedanken hatte ich dabei: auf die Weise konnte ich vielleicht die Volksschule durch Privatstudium ersetzen.

Während ich mich mit diesem neuen Plan beschäftigte, fühlte ich, wie meine alte Leseleidenschaft wieder in mir lebendig wurde. „Ja, jetzt muß ich mich auf mein Zimmer zurückziehen“, rief ich begeistert aus. „Ich muß studieren und viele schöne Bücher lesen, wie ich es früher in der kleinen Bibliothek meines Vaters getan habe.“

Aber leider hatte ich in meinem Koffer keine neuen Bücher mehr. Diejenigen, welche meine Mutter mir auf die Reise mitgegeben, die hatte ich schon alle während der langen Meeresfahrt durchgelesen.

Was tun? Zum Bischof gehen und ihn um Bücher bitten? Das hätte ich schon gerne getan. Aber da war ein gefährlicher Haken dabei.

Ich wollte ja vor allem meine Freiheit bewahren. Wenn ich aber zum Bischof gehen würde, dann war ja die Gefahr da, daß ich nach und nach in Abhängigkeit gerate. Das wollte ich aber unter keiner Bedingung.

Während ich so am überlegen war, da kam mir plötzlich ein heller Gedanke. Das Haus des Bischofs war groß, es waren viele Zimmer drin. Ich durfte überall ziemlich frei aus- und eingehen. — Da erinnerte ich mich jetzt, daß in verschiedenen Zimmern des Hauses Bücher zu finden waren. Unten im ersten Stock war zum Beispiel ein großes Empfangszimmer. Es wurde Dänisch „Foramlingsbaerelse“ genannt. Dorthin kamen oft fremde Besucher. Sie ließen da zuweilen Bücher zurück. Auch in den andern Zimmern war gelegentlich ein Buch auf einem Stuhl, auf einem Tisch, oder sonstwo zu finden.

Damit wäre mir aber geholfen. Ich brauchte ja nur so ein Buch zu holen, es auf mein Zimmer mitzunehmen und es dort durchzulesen. Wenn ich dann

damit fertig sei, würde ich es jedesmal gewissenhaft dorthin zurückstellen, wo ich es gefunden hatte.

Das schien mir ein so vernünftiger Gedanke zu sein, daß ich ihn gleich zur Ausführung brachte.

Ich sprang auf, lief aus meinem Zimmer, nach zwei Minuten kam ich zurück mit einem schönen Buch in der Hand. Ich hatte es in dem ersten Zimmer, in das ich eingetreten war, auf der Fensterbank gefunden.

Sofort setzte ich mich an meinen Tisch und fing an zu lesen. In kurzer Zeit war ich mit diesem ersten Buch fertig.

Ich brachte es dorthin zurück, wo ich es gefunden hatte, und ging nach einem neuen Buch auf die Suche. — Auch das hatte ich bald ergattert. Und nun ging es einige Tage auf diese Weise voran.

(Schluß folgt.)

Jón Svendsen S. J.